

32]

Geschichte einer Bombe.

Von Andreas Strug.

Außer dem „Räuber“ blieb auf dem Platz Leiser Stala, Droschkenfutscher, „Vater von sieben Kindern, wohnhaft in der Nowolipagasse dreiundsechzig“, ferner wurde schwer verwundet Felicia Gwiler, eine Rentiere aus Jedrzejew, welche vor kaum einer halben Stunde in Warschau eingetroffen war, das sie zum erstenmal in ihrem Leben besuchte, und eben aus dem Hotel hinauskam, wo sie sich zum Zwecke der Besichtigung der Stadt aufhielt.“

So notierten das Ereignis die Abendblätter.

Ueber Grzyziak persönlich wurde noch hinzugefügt, daß er einer der gefährlichsten Räuber war, daß er, „wie man uns versichert“, noch vor kurzem eine hervorragende Rolle in einer der radikalen Parteien gespielt hatte, welcher dafür die ganze Verantwortlichkeit zugeschoben werden mußte usw.

Der elegante Herr, auf den an der Ecke der Wielanski-Straße geschossen worden war, war ein wohlhabender Bürger aus dem Lublinschen Gouvernement. Nach dem Bericht eines Abendblattes sollte er ein Opfer des terroristischen Streifs werden. Er selbst glaubte daran, indem er erzählte, er wäre so unvorsichtig gewesen, während des Landarbeiterstreiks im Frühling militärischen Schutz anzurufen. Er war nach Warschau gekommen in der Absicht, eine Woche mit einer gewissen Mme. Andouillet ruhig zu verbringen, der er ein elegantes Quartier in der Chopingasse eingerichtet hatte. Aber nach einer schlaflos verbrachten Nacht und ohne die Nase aus dem Hotel zu zeigen, fuhr er am nächsten Morgen in einem geschlossenen Wagen auf die Bahn und flüchtete vor der Nacht der Revolutionäre bis ins Ausland, wo er mehrere Monate verblieb.

Doch nicht das wollen wir erzählen, denn unsere Geschichte hat ohnehin schon lange ihren Faden fallen lassen. Also — es war eine Büchse aus Gußeisen mit einem aufgeschraubten Deckel . . . Nichts weiter . . .

Wie soll man diesen kleinen Gegenstand in der weiten Welt wiederfinden? Wie soll man durch das Dickicht der Menschen und der Ereignisse zu ihm zurückkehren?

In jenen Zeiten sind im Wirbel des stürmischen Lebens ungleich größere Dinge zugrunde gegangen und spurlos verschwunden. Der Glaube, die Hoffnungen gingen unter . . .

Vergebens suchten nach ihnen überall die begeistertsten Menschen. Vergebens redeten sie sich und anderen ein, alles ließe wie es soll, nichts hätte sich verändert, daß „die Woge anwächst“, wie sie sich ausdrückten, daß spätestens morgen Ereignisse eintreten können, die schließlich alles realisieren und vollenden würden, was die revolutionären Kräfte begonnen . . .

Seit einigen Jahren wankte täglich das Parentum. Täglich flogen von ihm die Trümmer auf die Köpfe der stürmenden Massen. Aber es stürzte doch nicht. Da geschah es, daß der eine und der andere den Rücken wandte und fortging. Ein anderer sagte sich: Abwarten! Wollen sehen! — Wieder ein anderer spuckte aus und fluchte: Man hat mich betrogen! Und wieder einer dachte philosophisch: Mißgeschick! — Die einen meinten, es würde zu viel gestreift, die anderen meinten, leider zu wenig. Die einen sagten, es seien nicht genug Bomben und Brownings vorhanden, die andern meinten: Leider zuviel! Die einen riefen: Genug der Opfer! Und die anderen schrien zu gleicher Zeit: Tauschen wir nur ganz unter im Blut!

Und über das Volksmeer kam die Stunde der Ebbe. Vergeblich waren die Anstrengungen starker Menschen. Das Meer flutete zurück, ließ seine wütende Arbeit im Stich und blieb in seinen alten Grenzen.

Einst kehrt es wieder — wenn die Stunde da ist, in einer neuen Generation.

Indessen wurde es immer schlimmer. Die mächtigen Parteien brachen zusammen, — die Massen waren durch die unheimlichen Verhaftungen dezimiert, es fehlte an Gelden. Der Tod hatte mächtig aufgeräumt. Die Menschen wurden in der Enge der Gefängnisse beinahe erdrückt, — in den Ar-

beiterversammlungen wurde es dafür immer geräumiger. Jede Woche gingen Tausende Etappen zur Zwangsarbeit Verurteilter nach Sibirien, in die ferne Verbannung — und neue Kämpfer wurden inzwischen nicht geboren. Statt dessen vermehrten sich, wie das Gewürm auf dem Leichnam, Verrat und Flucht. Die erste Linie war zugrunde gegangen, die Reserven erschöpften sich. So stand es, und täglich wurde es schlimmer. Und täglich wurde es besser.

Allmählich kehrte die Ruhe wieder und alles Alte, nach dem die Seele sich so sehr gesehnt hatte. Der Industrielle, der Kaufmann, der kleine Handwerksmeister atmeten erleichtert auf. In den Banken öffneten sich wieder die schweren Porten der eisernen Kassenschränke. Vorsichtig wagte sich unter den Leuten wieder etwas Bargeld hervor, und der wieder freigelassene Schwindel begann es mit vollem Munde zu fressen. Der Kredit befestigte sich. Die „Gesellschaft“ begann langsam wieder nach Warschau zurückzukehren, und der Handel mit Luxusartikeln belebte sich wieder — ein Zeichen wahrer Kultur! Ja, selbst der Generalgouverneur zeigte sich das eine und das andere Mal in den Straßen. Die Fenster der Bordelle erglänzten frontweise in neuem Licht. Es kündigte sich endlich ein frischer, fröhlicher Karneval an, zur Freude der Nähmamsells und der heiratsfähigen Töchter.

Und wie Noah nach Abfluß der Sintflut blickte der anrühige Publizist durchs Fensterchen und prüfte das Wetter, ob man wieder „losgehen“, ob man wieder auf die gute alte Weise fortfahren könne.

Um diese historische Stunde arbeitete im gleichen Elend wie immer der alte Simcha Habergrüß in seinem Loch. Er hatte schon von klein auf so gearbeitet, und was immer die Uhr der Geschichte für Stüchlein auch spielen mochte, er saß stets in seinem finsternen Loch und arbeitete gleichmäßig vom Morgengrauen bis in die Nacht, in aller Seelenruhe. Es gab Krieg — mochte es Krieg geben! Die Revolution hatte begonnen — auch das war nichts Besonderes. Dem Alten drohte der Krieg mit nichts, die Revolution konnte ihm weder schaden noch nützen. Einmal nur während der Streiks fehlte es ihm an Brot, von dem er sich vorwiegend nährte. Einmal war auch in seine Höhle ein erschrockener schreiender Mensch hereingestürzt und hinter ihm her einige andere mit Revolvern. Simcha sah, wie sie ihn dann aus seinem Keller auf den Hof schleppten. Weder erschütterte es ihn, noch schmerzte es ihn, daß irgendwelche Schweine ein anderes Schwein totschlugen. Nach seiner Vorstellung von den Dingen machten Schweine die Revolution, und eben solche Schweine unterdrückten sie. Es gab ihrer von polnischer, jüdischer und russischer Nationalität. Das wimmelte irgendwo in der Welt herum, wo es zugleich reiche Herren gab, saubere Straßen, grüne Bäume, Flüsse und Meere und jenes Amerika, wo sein Sohn und seine Tochter irgendwo spurlos verschwunden waren.

Das war die eine Welt, und dann gab es noch die andere — seine Welt: ihn selbst, Simcha Habergrüß, seine Werkstatt und seine Britische. Hierher kamen gute Menschen, welche zerrissene Stiefel hatten — sie kamen zu ihm, der auch ein guter Mensch war und ihnen die Stiefel flickte. Um sein Schicksal war der Alte unbesorgt. Denn an allem konnte es fehlen, nur nicht an zerrissenen Stiefeln. Er kannte seine Kundschaft, sprach jedoch fast gar nicht mit ihr, denn er wußte nicht wovon. Mit ihm aber sprach man nicht, weil der Alte taub war.

Eines Tages ereignete sich bei der Arbeit, daß aus der Sohle eines reparierten Stiefels ein zusammengedrückter und beschmutzter Zettel herausfiel. Simcha faltete ihn auseinander, — das Papier war beschriftet, doch mit polnischer Schrift. Er legte es beiseite, und nachdem er den Stiefel gerichtet, tat er es wieder hinein und machte sich an eine andere Arbeit. Als die Kundschaft kam, welcher der Stiefel gehörte, machte er darauf aufmerksam. Es war ein ihm unbekannter magerer Knabe mit heißen, blühenden Augen. Dieser nahm den Papierfetzen, bezahlte und ging. Unterwegs betrachtete er ihn von allen Seiten, und das einzige, was ihm darauf verständlich war, waren die drei Buchstaben PPS., die zurzeit von allen verstanden wurden. Dies machte ihn nachdenklich, und er behielt den Zettel bei sich.

Nach nicht geringen Mühen fand er endlich einen vertrauenswürdigen Menschen, der polnisch lesen konnte. Er

fand ihn weit in der Granicznagasse im Rüdgebäude eines riesigen Speichers. Dort in der Expedition, zwischen Kisten, im Gewimmel der Arbeit, erblickte er von ferne seinen Better Njst und wartete geduldig, bis die Tagesarbeit beendigt sein würde. Der Expeditör lief mit Papieren hin und her, trug die Aufschriften auf den Kisten, schrie mit den Trägern und Kutschern, stürzte in sein Glasgehäuse und schrieb, stürzte wieder heraus und schrieb wieder; endlich als die letzten Kisten aufgeladen waren, näherte sich der Knabe und begrüßte artig seinen Better.

„Was willst Du? Kommst Du wieder um Geld? Ich gebe nichts mehr. Gabt Ihr schon die ganzen drei Rubel verschwendet, die ich Euch vor zwei Monaten gegeben habe? Mach, daß Du fortkommst!“

„Die Mutter läßt schon grüßen. Aber ich komme nicht um Geld. Ich möchte Dich bitten, daß Du so gut bist, mir dieses Papier durchzulesen.“

„Ich habe keine Zeit für solche Dummheiten. Gib her!“

Njst las und wunderte sich — dann erblickte er, sah mit wilden Augen auf den Knaben, und indem er den Zettel in Armeslänge von sich hielt und die Augen nach der anderen Seite wandte, stieß er hervor, oder vielmehr vermochte er nur zu flüstern, bei jedem Worte vor Aufregung stotternd:

„Schlechter Kerl! Du Räuber! Du Galgenvogel! Ich kenne Dich nicht! Ich habe Dich nie gesehen! Ich kenne Deine Mutter nicht! Ich weiß nicht, wo Ihr wohnt, noch wie Ihr heißt! Möchte doch eine solche verbrecherische Familie ausgerottet werden! Daß mir keiner von Euch wieder unter die Augen kommt!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Spinne.

Von Paul Eitel.

Ganz oben, an einem schmalen Mauervorsprung unter der Decke hatte sie ihr Netz aufgeschlagen. Sie fiel mir gleich auf, als ich zum erstenmal des Nachts in die Backstube trat. Sie sah, zusammengelauert in der Mitte ihres Netzes, auf mich herab, stumm und ernst — wie eine kleine Philosophin.

Es war ein elendes Loch, eng, feucht und dumpf, in dem ich allein arbeitete. Die Wände waren stark zerbröckelt, lahl und grau, auf ihnen hatte sich bereits ein dicker Schimmel gebildet. Oben an der Decke klappte ein breiter Riß wie eine schwarze drohende Mündung, und dabei hing sie in der Mitte so niedrig, daß es ausah, als wolle sie jeden Augenblick einstürzen. Zwei Leigmulden, der Länge nach an der Wand aufgestellt, nahmen über die Hälfte des schmalen Raumes ein. Den Boden bedeckte ein dicker, klebriger Schmutz.

Fortwährend rann das Wasser von der Mauer herunter und tränkte den Mehlstaub am Boden auf. Es war kein Fenster in diesem Raum. Nur hinten war ein schmales, rundes Loch angebracht, durch das ursprünglich wohl etwas frische Luft hereinstromen sollte. Und ehemals bedeckte dieses Loch auch ein Fenster. Da es aber einer meiner Vorgänger irgendwie entzweigeschlagen hatte, so hatte der Reister, die Unkosten scheuend, das Loch mit einem leeren Mehlbad wieder zugestopft. Nicht der kleinste Strahl Tageslicht drang herein; es war hier schwarz und finster, wie in einem dumpfen Grabgewölbe, und das Gas mußte Tag und Nacht brennen.

Es war hier langweilig. Bis ein Uhr nachts knetete ich meine Zeige, dann arbeitete ich sie zu Bröckchen auf, und um vier Uhr ging ich an den Ofen. Dann kam ein Schuß Brot von etwa vierzig Bierpfändern an die Reihe, und den Rest bildeten noch einmal Bröckchen. Zum Schluß hatte ich noch die Kuchenwaren zu besorgen. Es wurde Mittag ehe ich fertig wurde, und abends um zehn stak ich wieder in den beiden Leigmulden. So ging es Tag für Tag ununterbrochen, in ewig gleichförmiger Monotonie.

Ich blickte oft hinauf zu dem Netz, in dem die Spinne saß, anfangs gähnend und aus Langerweile, dann aber fing sie mich an zu interessieren. Sie hockte immer in derselben Stellung, gekrümmt, regungslos — fast wie erlarrt. Das Netz war von dem feinen weißen Mehlstaub überzogen, und sie sah darin aus wie ein kleiner, winziger, dunkler Punkt. Niemals rührte sie sich; wenigstens sah ich nie, daß sie auch nur einen Fuß bewegt hätte. Sie hockte in der kleinsten Masche des rund wie eine Schießscheibe gesponnenen Netzes.

Wie lange mochte sie schon hungern! . . . Es waren genug Fliegen da, aber nie sah ich, daß sich eine zu ihr hinauf verirrt und in ihrem Netz sich gefangen hätte. Die Fliegen schienen hier äußerst schlau und raffiniert zu sein, und manchmal bemerkte ich, wie die eine oder andere in nächster Nähe um das Netz herumflog, gerade so, als ob sie die Spinne, ihre Todfeindin, necken und verhöhnen wollte. Die Spinne aber rührte sich übrigens nie. Sie blieb immer gleichgültig, zurückhaltend, und es hatte fast den Anschein, als ob sie das Treiben der Tiere verachtete.

Eines Abends, als ich wieder in die Backstube trat und das Gas anzündete, entdeckte ich ein neues Spinngewebe, hinten wo sich die

Leigteilmaschine befand, zwischen den beiden Leigmulden eingezwängt. Das Netz bedeckte gerade ein großes Loch in der Mauer, in der ein Ziegelstein fehlte. Ich war überrascht und blickte näher hin. Das Gewebe war halb fertig gesponnen, und die Spinne, eine kleine, graue, ganz gewöhnliche Spinne, hielt einige Augenblicke still, wie plötzlich erschreckt von dem Licht, das weiß und hell wie ein Blitz aufflamte. Sie schielte unruhig zu mir herüber, wie misstrauisch, dann begann sie weiter den Faden aus ihrem Leib zu ziehen, den sie flink und schnell mit den beiden Hinterfüßen formte und mit den übrigen verknüpfte. Von Zeit zu Zeit hielt sie eine Weile inne, mit ihren langen, dünnen Beinen die Stärke des Fadens prüfend. An manchen hatte sie etwas auszuheizen und sie verstärkte ihn, indem sie ihn doppelt spann.

Ich hatte mich ein wenig zurückgezogen, um sie nicht zu stören, aber sie schien von mir keine Notiz zu nehmen. Vielleicht hatte sie mich vergessen. . . . Da mit einem Male begann sie wie rasend mit wildem Eifer um das Netz zu laufen, immer weitere Kreise ziehend. Sie stürmte dahin, wie von Wut erfüllt, um plötzlich wieder abzubrechen und über das ganze Netz zu laufen, hin und wieder stehend bleibend und ihren kleinen Kopf minutenlang über einen Faden schüttelnd, der irgendwie ihr Mißfallen erregt hatte.

Nach wenigen Minuten war sie fertig, sie lief nun noch einmal über das ganze Netz, da und dort noch ein Stück anknüpfend. Dann zog sie sich nach dem einen Ende ihres neuen Gewebes zurück und ruhte sich aus. Sie schien von ihrer Arbeit in hohem Maße befriedigt zu sein und hockte still niedergelauert da, die Füße dicht um ihren Leib geschlungen.

Ich machte einige Schritte und beugte meinen Kopf bis dicht zu ihrem Netz vor, um sie näher in Augenschein nehmen zu können.

Sie war mittelgroß. Der Körper war ganz rund wie eine Kugel, und winzig klein sah auf diesem Körper der Kopf, nicht größer wie ein Stednadelkopf. Um ihren Leib liefen drei schmale, feine Ringe, die sich schwarz von dem übrigen grauen, rauhen Körper abhoben.

Ganz ernst sah sie mich aus ihren kleinen schwarzen Augen an und bewegte sich unruhig mit ihren Füßen. Mein Atem wehte sie an wie ein schwacher Hauch, und leise erzitterte davon das Netz. Aber sie traute mir nicht ganz. Wie schnuppernd bewegte sie ihre beiden Fühler, die wie Zangen gebogen waren, in der Luft herum. Und langsam begann sie sich zurückzuziehen, immer weiter, fast vorsichtig; — und plötzlich drehte sie sich um und rannte die Mauer hinauf bis zu dem alten Netz oben.

Jetzt erst bemerkte ich, daß es die alte Spinne war. Sie schielte von da oben auf mich hinunter, gleichgültig — und wie es schien — sogar ein wenig verächtlich. Ich veruchte sie herunter zu locken, stieg auf die Leigmulde, klopfte an der Mauer und schnalzte mit der Zunge, ähnlich, als ob ich einen Hund oder Kaze zu mir locken wollte.

Endlich fiel mir etwas ein. Ich stieg wieder hinunter und suchte die Wände der Backstube nach Fliegen ab. Ich fand eine schöne, große, die sich in einer Mauerrinne zurückgezogen hatte, und schloß, den Kopf zwischen ihre Vorderfüße geklemmt. Vorsichtig näherte ich mich ihr mit der offenen Hand und fuhr blizschnell mit der Hand an der Wand herunter, sie ebenso schnell schlüpfend. Es gelang mir, die Fliege zu fassen. Dann kletterte ich rasch wieder auf die Leigmulde, faßte die Fliege behutsam an ihren beiden Flügel und hing sie der Spinne an das Netz.

Sie verfolgte meine Bewegungen mit großen Augen, ohne sich zu rühren. Als die Fliege an dem Gewebe zappelte, zog sie sich weiter zurück. Mir schien es, als ob sie mich böse anah. Die Fliege war, umianst von mir aus dem Schlaf gerüttelt, ganz verduht und veruchte sich loszumachen. Sie mußte sich erst besinnen, wo sie war; ihre Bewegungen waren noch ganz matt und schläfrig. Eine Weile hielt sie inne, wie blöde um sich sehend, als ob sie einen Schlag vor den Kopf bekommen hätte. Da bemerkte sie die Spinne, die oben am äußersten Ende zusammengelauert lag und aufmerksam, gespannt ihre Bewegungen verfolgte. Sie zudte erschreckt zusammen und nun kam Leben in sie. Ein zorniges Brummen ausstehend, fing sie an, heftig mit den dünnen, haarigen Beinen zu zerkn, die fest, wie angebunden an den feinen Fäden des Gewebes klebten. Aber je stärker sie daran riß, desto tiefer verwickelte sie sich in dem Netz. Sie schüttelte den Kopf und schlug heftig mit ihren Flügeln um sich, wie in wildem, ohnmächtigem Brinme.

Aber allmählich erlahmten ihre Bewegungen und sie hielt einige Sekunden inne, um wieder neue Kraft zu sammeln. Dann fing sie wieder an zu reißen und zu zerkn, verzweifelt, mit rasender Wut; die Folge aber war, daß sie zuletzt die Bewegungsfreiheit ihrer Flügel einbüßte. Sie hing jetzt da, in das Netz hineingerollt. Um ihren ganzen Körper liefen die dünnen Fäden, die so stark waren, daß sie wie Ketten um ihren Leib sich spannten. Der eine Flügel hing lose und ganz verdreht unter ihrem Leib; — sie hatte ihn in dem verzweifeltsten Bemühen, sich zu befreien, halb ausgerissen und an der Wurzel umgekmdt. Sie blickte ganz verstört drein, ihr Summen wurde schwächer.

Die Spinne hatte sich bisher ruhig verhalten und nur lauwend zu der Fliege hinübergespäht. Als diese dann nun erschöpft innehielt, richtete sie sich auf und machte zögernd zwei, drei Schritte. Sie schnüffelte unruhig in der Luft, als söge sie den Geruch des frischen Blutes ein. Dann kauerte sie wieder zusammen, kreuzte ihre Beine und duckte ihren Kopf zurück. Sie schien unentschlossen. Die Fliege

brummte stärker, als sie ihre Todfeindin herannahen sah, und fing wieder an in dem vergeblichen Bemühen, sich zu befreien. Sie stieß wütend mit ihrem langen Rüssel gegen die dünnen Fäden, riß krampfhaft daran und streckte ihren Kopf vor, ähnlich wie ein erbojter Wod.

Es war aber die letzte Kraftanstrengung. Der Kopf der Fliege war weit vorgestreckt auf dem dünnen Hals und hing schief, wie in einer Schlinge, die sich immer mehr um ihn zuzog. Sie ergab sich in ihr Schicksal und schielte hinauf zu der Spinne, die stoisch und ungerührt dreinblickte, in sattem Phlegma. Mich setzte das Gebaren der Spinne in große Verwunderung. Was hatte sie? ... Ich konnte mir nicht erklären, weshalb sie die Fliege, die ich für sie gefangen, zu verächeln schien.

Mir begann die arme Fliege fast leid zu tun. Sie sah wirklich erbarmungswürdig aus. Sie war jetzt ganz verstümmt, und traurig schlief hingen ihre langen, dünnen Beine herunter. Unbarmherzig blühte die Spinne sie an, unbeweglich, geduckt verharrend, und ihre kleinen, schwarzen, starren Augen übten eine fast hypnotische Gewalt auf sie aus.

Lange, drückende Sekunden vergingen. Ich hielt den Atem an und sah mit großem Interesse dieser stummen Tragödie zu, die ich herbeigeführt hatte. Langsam richtete sich die Spinne wieder auf und begann, mit ein wenig gesenktem Kopf, näher heranzukriechen. Es war wie das Spiel einer grausamen Katze mit der Maus. Sie rann plötzlich, mit einem Satz, auf sie los, fast fliegend, umkrallte sie hart mit ihren beiden Vorderzangen, bohrte ihren spitzen Schnabel unter den Hals der Fliege und begann das Blut aus ihrer schönen, schwarzen, wie Ebenholz glänzenden Brust zu saugen, gierig, wild, in langen, durstigen Zügen. Die Fliege rührte sich kaum. Nur ihre beiden Vorderfüße zuckten einmal auf, aber ganz leise und schwach — wie im letzten Todeskrampf. Sie schien vorher schon gestorben zu sein — gestorben vor lauter Angst oder auch erstickt von den feinen Fäden.

Nach wenigen Augenblicken ließ die Spinne ab von ihrem Opfer, das jetzt schredlich mager, verweltet und ganz ausgetrocknet aussah. Dann begann sie um sie herumzulaufen und sie einzuspinnen wie eine Puppe. Langsam ließ sie sich hierauf wieder in ihrem Winkel nieder, befriedigt und gesättigt.

Ich kletterte ebenfalls von meiner Teigmulde. Es war bereits sehr spät geworden, und ich mußte mich mit meinen Zeigen beeilen, um noch rechtzeitig mit der Waare fertig zu werden. Ein paar-mal blickte ich hinauf, während ich mit den Armen im Mehl wühlte und sah nach der Spinne, die wieder regungslos wie früher dahockte. Sie verfolgte interessiert alle meine Bewegungen und mir schien es beinahe, als hätte sie jetzt mehr Zutrauen zu mir. Nachdem ich die Zeige der Reibe nach alle aus der Mulde gearbeitet hatte, mußte ich eine halbe Stunde Pause machen, um die Zeige anzugarn zu lassen. Ich ab gewöhnlich in dieser Zeit mein Abendbrot — zwei bis drei sehr dünn belegte Schmalzstullen, dazu trank ich einen schwarzen, sehr schwachen Kaffee, der wie Spülwasser schmeckte. Aber heute unterließ ich es, da ich keinen Appetit hatte, und mühte mich ab, nochmals eine Fliege für sie zu fangen.

Ich erwischte mehrere. Die meisten entschlüpfen mir wieder zwischen den Fingern, während ich die übrigen in meiner Hand zu Drei zerquetschte. Aergerlich und mißmutig gab ich mein Vorhaben wieder auf und kehrte zu den Zeigen zurück, um sie aufzuarbeiten. Kaum wagte ich, zu ihr hinaufzusehen; ich fühlte etwas wie eine leise Beschämung, fühlte ihre Blicke, ohne sie anzusehen, boshaft, spöttisch auf mir ruhen. Es war mir, als ob sie mich auslachte. Ohne es mir einzugestehen, war ich sehr verlegen, und wütend nahm ich den Knüttelsteig, kniff ihn in großen Stücken ab, wog sie und formte sie zu runden Ballen.

(Schluß folgt.)

Aus der Kulturgeschichte der Ehe.

Von Dr. Paul Landau.

Die „Entstehung der Liebe“ hat einmal Kurt Vrethig um das Jahr 1150 n. Chr. ansetzen wollen und als erstes Dokument dieser neuen Kulturerscheinung den für die Gräfin Maria von Champagne geschriebenen Liebestraktat des Kaplans Andreas analysiert. Wollte man die „Entstehung unseres Ehebegriffs“ in ähnlicher Weise zeitlich bestimmen, so muß man etwa sechs Jahrhunderte weiter in der Kulturgeschichte vordringen, denn erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfährt das Eheideal jene seelische Vertiefung, die der Geistliche des Mittelalters für die Liebe gefordert hatte. Nicht Reichtum und äußere Glücksumstände sollten für die Wahl der Frau entscheidend sein, sondern innere Reizung, wie es Andreas bereinst für die Wahl der Geliebten verlangt.

Was ist der Gedanke, daß zur rechten Ehe die Liebe gehört, zum mindesten als sittliche Forderung so völlig in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir den Begriff einer Ehe als reiner Geschäftssache als etwas höchst Barbarisches, ja Unmoralisches halten. Dabei vergessen wir, wie jung dieser Begriff in der deutschen Sittengeschichte ist, vergessen, daß er erst in dem Zeitalter unserer klassischen Dichtung ausgebildet wurde und erst in der Romantik, vor wenig mehr als einem Jahrhundert, weitere Gesellschaftskreise erfüllte. Richardson, den man mit Recht den Entdecker der modernen Frauenseele genannt hat, beschäftigt sich noch höchst ernsthaft

mit der Frage, ob denn die Liebe überhaupt zur Ehe erforderlich sei, und daß er sie bejaht, wird von anderen Autoren lebhaft bestritten. Es sind höchst nüchterne Erwägungen, bei denen Rücksicht auf Stand und Vermögen allein entscheiden, die die Helden der Romane von Gellert, Hermes, Frau la Roche u. a. bei der Wahl einer Braut anstellen. Erst bei Wieland, wie in der englischen Parallelenentwicklung bei Fielding und Sterne, fängt das Herz an, neben dem Verstand mitzusprechen, und den gewaltigen Umschwung des Gefühles bahnt erst Rousseau an, vollendet Goethe mit „Werther“ und „Stella“. Und der gleiche Umschwung des Empfindens vollzieht sich viel langamer in der Wirklichkeit.

Gleichsam als äußerer Ausdruck der Tatsache, daß Liebe und Ehe nichts miteinander zu tun haben, steht in den fürstlichen Ehen des Absolutismus neben der Gemahlin als offizielle, ja unbedingt notwendige Erscheinung die Favoritin. Wenn ein Herrscher zufällig seine Frau liebt, wie der spätere Kaiser Karl von Oesterreich, dann zwingt ihn das Hofzeremoniell doch, eine „Maitresse en titre“ zu wählen und „offiziell zu besuchen“, und des Volkes Stimme spricht aus dem Wort jenes Bauern, der beim Einzug des Landesherren mit seiner jungen Gemahlin ausrief: „Nun fehlt unserem lieben guten Fürsten nur noch eine schöne Maitresse!“ Ihre Sanktion dazu erteilten Philosophie und Staatsrecht, wenn sie, wie selbst Leibniz und Thomafius, Polygamie und Neben-ehe nicht für unerlaubt erklärten. Die adligen Kreise eiferten dem hohen Vorbild nach und Ehepaare, die sich wirklich liebten, mußten dies bei Hofe sorgfältig verbergen, um nicht den „Fluch der Lächerlichkeit“ auf sich zu laden. Es war ein Zeitalter, „wo die eheliche Liebe nicht besonders stark ist“, wie Graf Ledborff einmal in seinem Tagebuch schreibt.

Diese frivole Auffassung der Ehe war aber in den weiten bürgerlichen Kreisen des Volkes durchaus nicht heimisch. Hier herrschte frommer Ernst und ein starkes Bewußtsein von der Bedeutung dieses Schrittes; nur von Liebe war nicht die Rede. Der Pietismus, besonders Zinzendorf, sah in der ehelichen Gemeinschaft ein „Abbild und Vorbild der Vermählung Christi mit der Seele“ und nähte die tiefen Bedenken gegen die Ehe, die nach Luthers warmherziger Lobpreisung des Ehestandes unter den Frommen wieder erwacht waren. Jeder „sinnliche Affekt“ ward verurteilt; wie Bruder und Schwester sollten die Gatten leben. Der erste Philosoph des Bürgertums Christian Wolff dagegen betonte die sittliche und staatliche Notwendigkeit und Wichtigkeit dieser Institution, die „Menschenpflicht“ jedes einzelnen, ein „häßliches Hünlein von Spröcklingen der Mäßigkeit“ zum allgemeinen Wohle zu erziehen. Heiraten war daher ein löbliches und sehr nützlich Werk, ähnlich wie Steuerzahlen, und das Geschäft der Vermittlung betrieben Regenten und Fürstinnen, vornehme Beamte und strenge Gelehrte mit gleichem Eifer. Man heiratete viel, doch nicht mehr als heute, so daß die heutigen Klagen über die wachsende Zahl der Junggeheilen vor der Statistik nicht gerechtfertigt erscheinen. Starb einer der Ehegatten, so entschloß man sich bald wieder zur Heirat, denn „die Vernunft verlangte es“.

Da die Stimme des Herzens keine Entscheidung herbeiführt, so legt man sein Geschick vertrauensvoll in die Hände anderer. Persönlichkeiten, zu denen man mit besonderer Achtung ausblickt, wie Frau Gottsched oder Gellert, empfangen hunderte von Briefen, in denen sie um Rat und Schlag bei einem Antrag angegangen oder nach einem passenden Lebensgefährten gefragt werden. Gellert gibt für eine gute Ehe folgendes Rezept: „Man setze zwei verständige und gesittete Personen von beiden Geschlechtern, die einander kannten und liebten und auf das Geheiß ihrer Herzen, unter Einwilligung der Klugheit und auf den weisen Rat vernünftiger Eltern und Freunde, dies heilige und genaue Bündnis schließen.“ In den Romanen wird die Mesalliance immer wieder behandelt; noch bei Rousseau trennen Standesrücksichten Julie von St. Preiz und erst in Goethes „Meister“ überwindet die Liebe die gesellschaftlichen Schranken. Vermögen ist der Punkt, um den es sich bei jeder Brautwerbung vor allem handelt, und mit vielen Formalitäten wird der „Ehepakt“, die so wichtige geschäftliche Seite der Sache, geschlossen. Gellert gibt einem Fräulein W., das ihm anvertraut, sie sei nicht reich genug, um heiraten zu können, ohne weiteres zu, daß das Geld sehr wichtig sei, ist aber im Prinzip gegen Geldheiraten. Er tröstet sie damit, daß sie, wenn sie doch einen Mann finde, um ihrer Tugend willen geheiratet werde.

Aus welchen Motiven heiratete man nun? Typisch dafür sind die Betrachtungen, die der Historiker Pütter in seiner Selbstbiographie darüber anstellt: „Mittag und Abendessen, wie es von Speisewirten zu haben war, entsprach gar nicht meinen Wünschen. Einjam zu essen, war gar nicht nach meinem Sinn. Andere häusliche Beschäftigungen, Wäsche, Kaffee usw. waren für mich unangenehme Beschäftigungen.“ So suchte er sich eine Frau, und wie er, machten es viele andre geistig bedeutende Männer. Wenn ein frivoler Mensch wie der Professor Bohrdt auf jede gute Partie losgeht, die ihm ein Kollege vorschlägt, so ist das verständlich; aber ebenso handelten sittlich einwandfreie Gelehrte wie Achenwall und Michaelis; selbst Bürger, der Liebessänger, wollte vor allem Geld, und Georg Forster bestellte bei seinem Buchhändler Spener neben anderen Dingen sich auch eine Frau. Gustav Freytag hat als das klassische Beispiel dieser nüchternen Eheschließungen die Heiratsgeschichte des großen Theologen Johann Salomo Semler angeführt, wie er dies selbst in seiner Lebensbeschreibung erzählt: Der arme Professor ist mit einer „würdigen

Freundin" versprochen, in „tugendhafter Ernsthaftigkeit“. „Es war aber dabei nichts von der Bönne oder großen Freude, welche unsere neueren Zeitgenossen in so vielen Romanen poetisch malen und gar gefühlvoll darstellen!“ In Kitzburg wohnt er bei der verwitweten Doktorin Dröbner, und hier erhält er den sehnlichst erwünschten Ruf nach der Universität Altdorf: „Endlich soll er lehren und wirken dürfen! Doch er hat kein Geld zur Reise; er hat Schulden bei seiner Wittin, und nach langem, qualvollem Ringen erkennt er als einziges Mittel, die wohlhabende Tochter der Doktorin, die er bisher nicht beachtet, zu gewinnen; er „bequemt sich unter das allgemeine einzige Gesetz der höchsten Regierung Gottes,“ entsagt der früheren Verlobten und heiratet die Demoiselle Dröbner, führt mit ihr eine lange, glückliche Ehe und preist ihre einzigen Tugenden nach ihrem Tode in einer rührenden Lobsschrift.

Ein ähnliches Bild sei aus einem anderen Lebenskreis nachgezeichnet: Ein Herr v. Nitzler ist mit einer Hofdame in Merseburg verlobt und reist mit hochbepacktem Brautwagen durch Schnee und Nacht zur Hochzeit; er verirrt sich, wird von einem Pfarrer in Döhlwinde aufgenommen und erfährt von dessen Mutter, daß die Hofdame eine schlechte und zänische Person sei, von der ein uneheleicher Sohn im Dorfe erzogen werde. Der Appetit zu dieser Heirat vergeht ihm, aber wohin mit dem Brautpaar? Der Pfarrer rät ihm, zum Kanzler v. Ludwig nach Halle zu fahren, der zwei männbare Töchter habe. Da der Kanzler angesehen und reich ist, macht sich Nitzler auf den Weg, wird in der Familie freundlich aufgenommen und hält um eine Tochter an. Er liebt die zweite, aber er muß die Älteste nehmen, da die andere schon fast verlobt ist, und siehe da — er wird sehr glücklich mit ihr. Daß die Dichter nicht idealistischer waren als die Gelehrten und Beamten, zeigt die Ehe Friedrich Hagedorn's, der die weder junge, noch schöne, noch kluge Tochter eines angeblich reichen Schneiders heiratete, um aus seinen Schulden herauszukommen, aber schließlich nichts bekam; zeigen die Heiraten eines Wieland, Weiße u. a. Die Motive der Mädchen waren meist Befehl der Eltern, Angst vor dem Eigenbleiben, Wunsch nach Versorgung, wie wir das z. B. von Frau Reiske wissen.

So war das Ehe-Ideal um die Mitte des 18. Jahrhunderts unendlich fern von dem unsrigen. Kant hat es am klarsten formuliert, indem er fordert: „In dem ehelichen Leben soll das vereinigte Paar gleichsam eine einzige moralische Persönlichkeit ausmachen, welche durch den Verstand des Mannes und den Geschmack der Frau belebt und regiert wird.“ Aber damals erhoben sich schon immer stärker die Mächte des Gefühls, die dies nüchtern tüchtige Gebäude einer bürgerlichen Ehe zu erschüttern drohten. Klopstocks schwärmerische Pärlichkeit für seine Meta, Lessings mannhaft stolzes, leidenschaftlich verhaltenes Ringen um Eva König boten Beispiele von ganz neuerartigen, ungeahnten Herzensbeziehungen. Mozart schrieb an den strengen Vater, im Gedanken an sein mit irdischen Gütern nicht gesegnetes Konstanzerl: „So nach Geld möcht' ich nicht heiraten; ich will meine Frau glücklich machen, und nicht mein Glück durch sie machen.“ Als „armer Mensch“ hält er es für sein Recht, „eine Frau zu nehmen, die ich liebe und die mich liebt“. Damals hatte schon Rousseaus „Neue Heloise“ den Sieg des Herzens über den Verstand verkündet, aber während hier noch die Liebenden entsagen, stirbt Werther, weil er Lotte nicht erringen kann. Seine Liebe bedeutet ihm sein Leben. Und da die Liebe nun zum Mittelpunkt der ganzen Existenz geworden ist, wird sie auch zum Mittelpunkt der Ehe. Die Früh-Romantik vor allem Friedrich Schlegels und Schleiermachers erklären Ehe ohne Liebe für null und nichtig und für Voraussetzung jeder echten Ehe ewige Liebe.

Kleines feuilleton.

Geologisches.

G. C. Graf, Entwicklungsgeschichte der Erde. (Bibliothek des Wissens. Verlag Buchhandlung Vorwärts, Berlin. Preis geb. 1 M.)

Es ist eine recht glückliche und hoffentlich auch eine recht fruchtbare Idee, die dem neuen Unternehmen des Vorwärts-Verlages zugrunde liegt. Die „Bibliothek des Wissens“ soll ganz für Anfänger bestimmt sein. Ihre Darstellungen sollen dem Leser mit den geringsten Vorkenntnissen verständlich sein und in ihm die Liebe zur Natur und die Lust zum weiteren Studium erwecken.

Das erste Bändchen, das auf etwa 80 Seiten die Entwicklungsgeschichte unseres Erdballs behandelt, entledigt sich dieser Aufgabe mit anerkanntem wertem pädagogischen Geschick. Das Wichtigste, das Markante der Erscheinungen wird überall scharf hervorgehoben, die eigene Anschauung des Lesers in ausgiebigem Maße zu Hilfe gerufen. Die geschichtliche Verteilung des Materials und die flotte Schreibweise gestalten die Lektüre des Werkchens wirklich anziehend und leicht. Aber bei allen diesen unbestreitbaren Vorteilen sollen auch die Schattenseiten des Werkchens nicht verschwiegen werden, schon aus dem Grunde nicht, weil, wie die weiteren Erscheinungen der Bibliothek von ihnen möglichst frei wissen möchten. Wir meinen hier insbesondere jene naiv dogmatische Darstellungsweise, die sich im Werkchen breit macht und die auf dem Gebiete der Erdgeschichte weniger dem irgendetwas angemessen ist.

Gleich das erste Kapitel über das Innere der Erde mag als Bspiel dienen.

Der Verfasser trägt die Lehre über den glühenden Zustand des Erdinnern als größte Selbstverständlichkeit von der Welt vor. Mit spielerender Leichtigkeit und im Tone der Unfehlbarkeit werden hier Probleme entschieden, die bei dem heutigen Zustande unseres Wissens zu den geradezu unlöslichen gehören. Die Erde verhält sich astronomisch wie ein fester Körper und doch soll im Erdinnern eine Temperatur herrschen, bei der alle uns bekannten Körper, trotz des enormen Druckes, in gasförmigem Zustande sich befinden müssen. (NB. Die entgegengesetzte Bemerkung des Verfassers ist physikalisch unhaltbar.) Dieser Widerspruch ist bis heute noch ungelöst, trotz des großen Aufwandes von Theorien, an denen die hervorragenden Gelehrten beteiligt sind. Nun wird allerdings nicht verlangt, daß alle diese Theorien oder auch nur die wichtigsten von ihnen in einer derart elementare Darstellung wie die von Graf aufgenommen werden. Aber die sachlichen Denkschwierigkeiten des Gegenstandes müssen den Lesern doch unbedingt klar gemacht werden, sonst wird der ureigenste Zweck des Popularisierens verfehlt, der das Denken des Lernenden aufwecken, aber nicht einullen soll. Und diesem letzteren Ergebnis kommt die Darstellung von Graf leider sehr bedenklich nahe.

Auch in den anderen Kapiteln des Büchleins tritt derselbe Fehler, allerdings nicht so arg, zutage.

Neben diesem Hauptfehler des Werkchens wären einige Verstöße des Verfassers gegen die Strenge der wissenschaftlichen Terminologie (so z. B. der Gebrauch des Wortes „Wärme“ statt „Temperatur“ und umgekehrt) zu rügen. Recht eigentümlich ist auch die Vorliebe des Verfassers für Zahlenbeispiele, insbesondere wenn sie den gewaltigen Maßstab der Vorgänge veranschaulichen sollen. Nun ist an sich dagegen nichts zu sagen, wenn nur die schätzungsmäßige Natur aller solchen Zahlen klar ausgesprochen wird. Das ist aber nicht der Fall. Unter diesen Umständen wäre es wirklich besser, des Guten etwas weniger zu tun; auf jeden Fall ist es durchaus ratsam, solche phantastische Angaben wie die, daß „von der Sonne in jeder Sekunde 3800 Milliarden Pferdestärken auf die Erde gelangen“, fallen zu lassen, wenn keine zuverlässigeren Zahlen zur Hand sind.

Die Ausstattung des Buches ist in Anbetracht des mäßigen Preises durchaus zufriedenstellend, wenn man auch die Zeichnungen etwas deutlicher wünschen möchte.

Sehr lobenswert ist das dem Buche angehängte kleine Wörterbuch der Fachausdrücke und ein kurzes Literaturverzeichnis.

Unter den dort genannten größeren Werken wollen wir an dieser Stelle eins besonders hervorheben, das vor kurzem in der zweiten Auflage erschienen ist und den Namen des geologischen Lesebuches durchaus verdient. Es ist dies die Geologie Deutschlands von J. Baltzer (Verlag Duellé u. Neher in Leipzig; Preis geb. 8,40, geb. 9,40 M.). Das schöne, reich illustrierte Werk vereinigt in vorbildlicher Weise die Vorzüge der streng wissenschaftlichen Behandlung des Materials mit denen einer breit angelegten anschaulichen Beschreibung. Es wird niemand die aus dem Vollen geschöpften Schilderungen des Verfassers lesen ohne reichlichen Genuß und kräftige Förderung seines Wissens von den Kräften, die das deutsche Landschaftsbild geschaffen haben. Besonders den Arbeiterbibliotheken sei das Werk bestens empfohlen.

V. Th.

Aus dem Tierleben.

Die Hauslaxe in der Wildnis. In Australien hat man vor längerer Zeit zur Bekämpfung der Kaninchenplage Hauslaxen ausgelegt. Im „Busch“, wie in Australien allgemein der Wald heißt, verwilderten die Laxen schnell und trafen auch ihre eigene Wahl in der Art ihrer Ernährung. Sie stellten kleinen Säugetieren nach, ebenso Vögeln, Eidechsen und, wo sich die Gelegenheit bot, fielen sie auch Lämmern an. Daneben gingen sie fleißig auf die Kaninchenjagd, aber es ist fraglich, ob sie das ihnen gesteckte Ziel, die Vertilgung der Kaninchen erreichen werden. Raucher will es scheinen, als ob die „Karnielwirtschaft“ den Sieg davonträgt.

In einigen Gegenden machen die Laxen besonders Jagd auf die Seebögel, zum großen Verger der Schiffer, die die Eier der Seebögel zu ihren Nahrungsmitteln zählen. Anderswo haben die Laxen das einheimische Bodengeflügel und die kleinen Beuteltiere so arg vermindert, daß man fürchtet, sie könnten einzelne Arten ganz ausrotten. Deswegen hatte man auf einigen Inseln Hunde gegen die Laxen losgelassen. Die Hunde aber machten nebenbei auch eine gefährliche Jagd auf die Robben, so daß man die Hunde wieder abschließen mußte. — In der Freiheit gingen die Tiere immer ihre eigenen Wege und lehrten sich nicht daran, was der Mensch beabsichtigt hatte.

Bei den Laxen, die mehrere Generationen hindurch verwildert waren, hat man beobachtet, daß sie ein ganz verändertes Aussehen gewannen, und zwar ändert sich ihr Aussehen verschieden, je nach der Gegend, in der sie leben. Im allgemeinen werden sie stärker, größer und gefleckt, besonders die Later. In einigen Teilen von Queensland bekommen sie ein gestreiftes Fell und entwickeln eine starke Nacktraufe. Auf der Lord Howe Insel werden sie dunkel, grau gesprenkelt und sehr groß, bis zu neun Kilogramm schwer.

Eine ähnliche Verwilderung der Hauslaxe hat man auch in Amerika manchmal beobachtet, zum Beispiel auf der unbewohnten Pigeoninsel (Goat Island) in der Bai von San Francisco.